

Kinder in unserer Gesellschaft

Festvortrag zum 100-jährigen Bestehen der Kinderheime St. Josef in Berlin-Charlottenburg und Berlin-Neukölln 2005

Birgit Bertram

Zusammenfassung

Vor dem Hintergrund zurückgehender Kinderzahlen stellt sich nachdrücklich die Frage nach dem aktuellen gesellschaftlichen Stellenwert von Kindern, wenn diese als zukünftige Leistungsträger instrumentell ihre Potenziale optimieren sollen. Dazu wird ein Gegenmodell formuliert, das Kinder zum einen als „gemeinsame Güter“ und zum anderen als selbst gestaltende Akteure ihrer Entwicklungsprozesse begreift, die den Respekt und die Unterstützung der Erwachsenen brauchen, ob diese nun selbst Kinder haben oder nicht, und dies als Bindung der Gesellschaft an die Zukunft. Als Voraussetzungen für diesen Entwicklungsprozess werden als unerlässliche Qualitäten in Anlehnung an *Urie Bronfenbrenner* genannt: Stabilität, Kontinuität und Verlässlichkeit der sozial-emotionalen Beziehungen, bedingungslose Akzeptanz der Einzelnen mit Wertschätzung und Unterstützung, klare Regelzusammenhänge zur Orientierung und soziale Vernetzung. Diese Qualitäten müssen auch in den außerfamiliären Betreuungssettings erfahrbar sein; das Kinder- und Jugendhilfegesetz (KJHG) fokussiert die Hilfen zur Erziehung auf die Kinder beziehungsweise die Jugendlichen und deren Eltern und hat die Strukturprinzipien von Individualität, Regionalisierung, Differenzierung und professioneller Unterstützung in der Heimerziehung etabliert.

Abstract

Facing the decline of number of children, the actual status of children in our society is questioned with respect to their future potential as working to support the social and economic resources. In contrast, a model is formulated in regarding children as „common goods“ and as active creators of their developmental processes, needing the respect and support by adults, regardless of whether these have children or not. Condition for these developmental processes are essential qualities such as (in reference to *Urie Bronfenbrenner*) stability, continuity and reliability of social-emotional relationships, unconditional acceptance of each person together with recognition and support, clear framework of rules and social networking for orientation purposes. These qualities should also be experienced in care settings external

to the family, i.e. institutional homes. The legal constructions (Kinder- und Jugendhilfegesetz) focus on the needs of the children or juvenile and their parents, implementing the principles of individuality, regionalization, differentiation, and professional support in institutional homes.

Schlüsselwörter

Kind - Rolle - Gesellschaft - Kindererziehung - Kindheit - Individuum - Jugendhilfe - Kinderheim St. Josef, Berlin

Einleitung

Die 100-jährige Lebenszeit der beiden Berliner Institutionen St. Josef, die sich der Begleitung und Unterstützung von Kindern und Jugendlichen verschrieben haben, deckt sich fast vollständig mit dem 20. Jahrhundert, das zu seinem Beginn als „Jahrhundert des Kindes“ deklariert wurde. Dieses Etikett sollte die Überzeugung oder zumindest die Hoffnung signalisieren, dass Kinder und Jugendliche in einer Welt aufwachsen würden, die ihnen ausreichend Nahrung und Bildung zur Verfügung stellt, damit sie glücklich und selbstbewusst aufwachsen können. Die Kinderarbeit war abgeschafft und die allgemeine Schulpflicht längst etabliert. Doch schon das Reichsjugendwohlfahrtsgesetz von 1923, Vorläufer des heute gültigen KJHG, erhielt seine Begründung wesentlich durch die Tatsache, dass die Lebensbedingungen nach dem Ersten Weltkrieg in Deutschland längst nicht für alle Kinder und Jugendlichen eine solche Phase des unbeschweren Aufwachsens gewährleisten konnten. Verbreitet herrschte große Not, und die zunehmende Verstädterung und die sozialen Umbrüche beim Wandel von der Agrar- zur Industriegesellschaft in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts führten auch für die Kinder und Jugendlichen zu erheblichen Belastungen, die unter anderem die außerfamiliäre Betreuung notwendig machten. Dennoch hat sich im Verlauf dieser hundert Jahre mit wechselvoller politischer und sozialer Geschichte eine Menge verändert, und rückblickend ist es ausgesprochen fraglich, ob vom „Jahrhundert des Kindes“ in dem ursprünglich so optimistischen Sinne gesprochen werden kann. Ich bin da skeptisch, gerade wenn ich an den Stellenwert denke, den Kinder in unserer heutigen Gesellschaft haben.

Ich möchte meine Überlegungen in drei Schritten ausführen, nämlich zum einen das Verschwinden der Kinder beschreiben, zum zweiten die Bedingungen nachzeichnen, von denen wir heute wissen, dass sie für die gesunde Entwicklung von Kindern und Jugendlichen unerlässlich sind, und abschließend den Wandel in der öffentlichen oder institutionellen, außerfamiliären Erziehung in den vergangenen hun-

dert Jahren skizzieren, wie er sich auch in der konkreten Geschichte der beiden Kinderheime St. Josef spiegelt.

Das Verschwinden der Kinder

Die demographische Umschichtung unserer Gesellschaft wird öffentlich häufig unter der Perspektive des verlängerten Lebens und der Überalterung diskutiert, vor allem im Hinblick auf Rentensicherung und Pflegebedarf. Kinder kommen in dieser Diskussion kaum vor, und wenn, dann als zukünftige Renten Erwirtschaftende, nicht aber hinsichtlich der Konsequenzen, die ein solcher Kontext für die Bedingungen des Aufwachsens von jungen Menschen in unserer Gesellschaft hat. Vor hundert Jahren war die Mengenrelation zwischen Älteren und Jüngeren ausgeglichen, denn auf jeden jungen Menschen unter 20 Jahren kam ein Erwachsener; schon 1950 betrug diese Relation 1:2; heute sieht sich jeder junge Mensch vier Erwachsenen gegenüber, und die Schätzungen für 2030 sind 1:7. Dadurch werden Kinder und Jugendliche zunehmend zu einer Minderheit in der Gesellschaft, und das mit wachsender Tendenz, mit allen negativen sozialen Konsequenzen der verringerten gesellschaftlichen Teilhabe, die wir von anderen sozialen Minderheiten kennen.

Das beginnt bei Desinteresse und Fremdheit durch die Erwachsenenmehrheit und führt über Distanzierung zu Ausgrenzung und Gleichgültigkeit, teilweise auch Feindseligkeit: Den Kindern werden „kindgerechte“ Orte zugewiesen, an denen sich autorisierte Erwachsene mit ihnen beschäftigen, sonst sollen sie die öffentlichen Räume der Erwachsenen möglichst wenig tangieren. Immer weniger Erwachsene haben konkrete Erfahrungen im Umgang mit Kindern, sie brauchen sie auch nicht für ihre eigene Lebensführung, sondern haben sich ohne Kinder gut eingerichtet. Dabei helfen ihnen drei Strategien (*Zinnecker* 2001): Die Jugendphase wurde durch die gestiegenen Bildungserwartungen bis in die Mitte des dritten Lebensjahrzehnts ausgeweitet, sodass die jungen Menschen heute in langer Abhängigkeit leben. Daneben pflegen die Erwachsenen selbst bis ins höhere Alter in der Mode, dem Freizeitverhalten und der Selbstinszenierung einen Lebensstil des Jungseins, und zum dritten wird die mögliche Unterstützung der Älteren durch Jüngere zunehmend mit technologischen Mitteln kompensiert; in Japan gehen gerade die ersten menschenähnlichen Roboter zur häuslichen Unterstützung in Serie, die sogar weinen können.

Nun könnte man meinen, dass junge Menschen als knappes Gut besonders gefördert und unterstützt

DZI-Kolumne Flut paradox

Zum Ende des alten Jahres 2005 hat uns die Tsunami-Welle ein zweites Mal erfasst, mit stundenlangen Rückblicken im Fernsehen, Seite um Seite Zwischenbilanzen der Hilfe in den Zeitungen. Beim Wiederaufbau ist bereits viel erreicht worden. Das DZI als „Spenden-TÜV“ konnte das in zahlreichen Interviews bestätigen.

Mitte Dezember lud die hessische Landesregierung in ihre Berliner Vertretung ein, um mit der „Karl Kübel Stiftung für Kind und Familie“ auch einen Zwischenbericht ihrer gemeinsamen Aktion „Hessen hilft den Flutopfern“ zu geben. Die Stiftung betreibt seit vielen Jahren Entwicklungshilfe in Südasien und konnte mit ihren Kontakten und Kompetenzen die Spenden der Landesaktion (bisher 1,7 Millionen Euro) in überzeugende Projekte lenken. Eine gelungene Abendveranstaltung in angemessenem Rahmen mit informativen Statements.

Eigentlich war alles gesagt, da bat der Sprecher der hessischen Landesregierung *Dirk Metz* noch spontan die Regisseurin *Sherry Hormann* („Bella Block“, „Irrren ist männlich“) ans Mikrofon. Sie schilderte mit wenigen Worten ihre eigenen Erfahrungen in einem kleinen Verein, den sie zusammen mit ihrer Freundin, der Schauspielerin *Nathalie Wörner* und weiteren Bekannten gegründet hatte, nachdem Frau *Wörner* und ihr Lebensgefährte selbst der Tsunami-Welle nur knapp entkommen waren. *Sherry Hormann* erwähnte, dass sich ihr Verein die erfahrene Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ) zum Partner genommen habe. Und sie beschrieb, dass sie bei ihren Besuchen erleben konnte, wie sich die Menschen nach dem Trauma der Katastrophe von Monat zu Monat mehr und mehr zum Positiven veränderten: „Aus ihren Gesichtern strahlt einem jetzt eine Freude und ein Selbstbewusstsein entgegen ... wie ich es mir für unsere Menschen hier in Deutschland nur wünschen kann.“ Eine tolle Schlussbemerkung. Flutwelle paradox.

Ein gutes, erfolgreiches Jahr 2006 wünscht

Burkhard Wilke
wilke@dzi.de

würden, da die Gesellschaft ja langfristig auf die Ressourcen und die Leistungsfähigkeit der dann herangewachsenen Kinder angewiesen ist. Ganz im Gegenteil ist jedoch festzustellen, dass die Zuteilung von Mitteln und von gesellschaftlichen Optionen systematisch von den Jüngeren weg und hin zu den Älteren organisiert ist. Innerhalb nur einer Generation hat sich in Deutschland die Altersarmut zu einer Kinderarmut verschoben. Rund 10 Prozent aller Kinder wachsen in ökonomisch prekären Verhältnissen auf, in Berlin sogar fast 20 Prozent. Ausgaben für Bildung und Erziehung stagnieren oder sind rückläufig, während die Ausgaben zur Sicherung der Interessen der Älteren für Gesundheit und Alterssicherung und für Unterhaltung ausgeweitet werden. Die Helmholtz-Gesellschaft hat für ihren milliardenschweren Forschungsetat eine garantierte jährliche Steigerung von 3 Prozent gesichert. Berlin gibt gerade 250 000 Euro für eine sommerliche Berginstallation im Abbruchpalast der DDR aus, gleichzeitig werden Juniorprofessuren gestrichen und dadurch wird die Betreuungsrelation der Studierenden an den Universitäten noch mehr verschlechtert und die Zukunft des wissenschaftlichen Nachwuchses blockiert.

Berlins Kultureinrichtungen inklusive der drei Opernhäuser bedienen die Unterhaltungs- und Bildungsinteressen der Erwachsenenmehrheit, hingegen können die Jugendämter in Berlin auf Grund der drastischen Mittelkürzungen kaum noch stationäre Hilfen zur Erziehung für Kinder und Jugendliche in Heimen und Wohngruppen entscheiden, selbst wenn diese fachlich dringend notwendig sind. Der Kündigungsschutz im öffentlichen Dienst Berlins wurde bis 2009 festgeschrieben; davon profitieren nur die Älteren, denn 90 Prozent der unter Dreißigjährigen im öffentlichen Dienst haben ohnehin nur Zeitverträge. Assistenzärzte und -ärztinnen in der Charité arbeiten sogar auf der Basis von Monatsverträgen. Diese Beispiele ließen sich noch weiter fortsetzen. Sie lassen sich in der Formel zusammenfassen: alle Sicherheit den Älteren, alle Unsicherheit den Jüngeren.

Dabei muss die Frage der Generationensolidarität und Generationengerechtigkeit auch unter der Perspektive diskutiert werden, wie wir alle der nachwachsenden Generation die Chance sichern, zu eigenständigen und verantwortungsbewussten Menschen heranzuwachsen, wie es uns neben dem Grundgesetz und der Charta der Vereinten Nationen zu den Rechten der Kinder auch die Philosophie des KJHG auferlegt. In den eher ökonomistisch dominierten öffentlichen Diskursen in Medien und Politik werden Kinder zumeist als private Güter oder gar als Konsumgüter betrachtet und in die private Zu-

ständigkeit ihrer Eltern verwiesen. Im Kontrast dazu formuliert aber der soeben übergebene siebte Familienbericht: „Die Familien schaffen die Basis der Generationensolidarität und der Bereitschaft, Fürsorge für andere zu übernehmen. All dies kommt nicht nur den Familienmitgliedern zugute, sondern nutzt jedermann, selbst dem, der sich an diesen Herstellungsleistungen innerhalb des Familienverbandes nicht beteiligt. So entlasten in familialer Solidarität erbrachte Unterstützungs- und Pflegeleistungen die sozialen Sicherungssysteme. Die Investitionen der Eltern in die Erziehung ihrer Kinder ersparen der öffentlichen Hand pro Kind rund 225 000 Euro. Gesellschaftliche Güter, die jedermann nutzt, ohne dass sich jeder an der Entwicklung dieser Leistungen beteiligt, haben die Tendenz, in der Gesellschaft nicht nur knapp zu sein, sondern es besteht auch die Gefahr, dass sich immer weniger Menschen dafür engagieren. Denn aus einer individuellen Perspektive sind die positiven Folgen ..., die jedem einzelnen zugute kommen, erreichbar, ohne dass der einzelne dafür Aufwand betreiben muss“ (*Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2006*).

Kinder werden hier also als „gemeinsame Güter“ betrachtet, die einerseits im privaten Raum der Familie ihren sozialen und emotionalen Lebensmittelpunkt haben, gleichzeitig aber als zukünftige Erwachsene von allen gesellschaftlichen Mitgliedern, ob sie selbst Kinder haben oder nicht, mit Respekt und Akzeptanz in ihren Entwicklungschancen zu unterstützen sind, da jeder davon direkt oder indirekt, mittel- und langfristig profitiert. Zu einer solchen von Respekt und Wertschätzung getragenen Haltung gehört zum Beispiel, dass die außerfamiliäre Tagesbetreuung nicht primär instrumentell als Voraussetzung für die Ermöglichung mütterlicher Erwerbsbeteiligung angesehen wird, sondern als eine positive Chance für die Sozialisation in der Gruppe der Gleichaltrigen in einem konstruktiven Bildungsmilieu. Dazu gehört auch, dass Kinder und Jugendliche als selbst gestaltende Akteure ihrer Entwicklung begriffen werden, die nicht funktional fremdbestimmten Bildungsansprüchen zur Optimierung späterer Einsatzfähigkeit zu unterwerfen sind. Und dazu gehört auch, dass die Rahmenbedingungen für diese Bildungsprozesse so zu gestalten sind, dass sich Kinder und Jugendliche deutscher Herkunft und mit Migrationshintergrund in gemeinsamer Sozialisation in ihrer Vielfalt als Chance erfahren und wechselseitig in ihren Lernprozessen stimulieren.

Diese Investitionen in die Bildungspotenziale der jungen Menschen binden die Erwachsenen an die Zukunft, denn nur über die konkreten Beziehungen

zu jungen Menschen wird die Nachhaltigkeit der gesellschaftlichen Entwicklung als Zukunftsaufgabe zu lösen sein. In der Ökologie hat sich diese Perspektive längst etabliert, dass unsere vorhandenen Ressourcen schonend zu nutzen, nachwachsende Energien vorzuziehen und „die Erde von den Kindern nur geliehen“ sei. Bei der wertvollsten Ressource unseres Lebens, den jungen Menschen selbst, gehen wir jedoch mehr oder weniger davon aus, dass sich diese Ressource quasi natürlich von selbst regeneriert und entwickle und robust genug sei, sich auch bei widrigen Umweltbedingungen zu behaupten. Das ist offensichtlich nicht so.

Universalien der Kindheit

Kinder wachsen heute in einer Umwelt auf, die es ihnen nicht leicht macht, als eigenständige Personen respektiert zu werden und in ihrem Entwicklungsprozess die notwendigen Chancen zugestanden zu bekommen, die es ihnen ermöglichen, ihre individuellen Potenziale zu gestalten und Schritt für Schritt erwachsen zu werden. Gestiegene Bildungsansprüche, weniger Gleichaltrige innerhalb und außerhalb der Familien, durch die Verstädterung zusammen mit dem Verkehr zunehmend kinderunfreundliche Umwelten und Alltagszeitstrukturen durch die doppelte Erwerbsbeteiligung der Eltern machen es den Kindern schwer, sich in dieser Welt zu behaupten. Unser Wissen darüber, welche Rahmenbedingungen unerlässlich sind für eine gesunde Entwicklung von Kindern, hat sich im Verlauf des letzten Jahrhunderts sehr detailliert ausdifferenziert. Der amerikanische Sozialforscher *Urie Bronfenbrenner* (1993) hat in einer Analyse der vorliegenden Forschungsergebnisse diese Grundbedingungen als „Universalien der Kindheit“ formuliert, die offenbar kulturunabhängig für Kinder in allen Gesellschaften wirksam sind. Auf den ersten Blick kommen diese Universalien sehr schlicht und wenig aufregend daher, stellen aber auf den zweiten Blick hohe Anforderungen an die Menschen, die diese Rahmenbedingungen für Kinder ausgestalten und begleiten.

Als ersten und wichtigsten Punkt nennt *Bronfenbrenner* stabile und kontinuierliche Beziehungen von Beginn an und über den weiteren Entwicklungsverlauf. Kinder brauchen mindestens eine Person, die ohne Bedingungen bereit ist, Außeralltägliches für dieses eine Kind zu tun, und dadurch die Chance eröffnet, dass das Kind eine personale Bindung zu dieser Person aufbaut wie auch umgekehrt diese zu dem Kind. Denn Bindung entwickelt sich nur in einem Kontext von verlässlicher Gegenseitigkeit in einem Klima von emotionaler Wärme und gegenseitiger Wertschätzung. In der Regel ist es mehr als

eine Person, die einem Kind diesen Kontext zur Verfügung stellt, nämlich das Mikrosystem der Familie. Und all unser Wissen belegt nachdrücklich, dass es gerade diese überschaubaren und verlässlichen, auf Dauer angelegten Strukturen der Familie mit ihren personalen Bindungen, der Wertschätzung und der Gegenseitigkeit sind, die die besten Entwicklungschancen für Kinder und Jugendliche bereit halten. In diesem Kontext kann das Kind Urvertrauen ausbilden als Voraussetzung für Selbstachtung und Achtung für andere und als Grundlage für die Ausdifferenzierung seiner Persönlichkeit im Verlauf seines Entwicklungsprozesses. Das Postulat von Kontinuität und Stabilität erweitert *Bronfenbrenner* von der sozialen Umwelt auch auf die zeitlichen und räumlichen Rahmenbedingungen für Kinder: Zu viele Wechsel in den zeitlichen und räumlichen Strukturen sind nachteilig für die kindliche Entwicklung.

Als zweiten Punkt nennt *Bronfenbrenner* ein „mittleres Maß an Ordnung“, womit er eine überschaubare Regelstruktur der sozialen und physikalischen Umwelt meint, die dem Kind die Orientierung in seiner Lebensumwelt und das Verständnis für die Regelzusammenhänge ermöglicht. Diese Regelstrukturen sollten nicht zu eng sein, damit das Kind Raum zum Erproben der eigenen Impulse hat und sich in seinen Wirkungen erfahren kann. Sie sollten aber auch nicht zu offen und unverbindlich sein, da sie sonst keine Orientierungschancen bieten und das Risiko von Verwahrlosung entsteht.

Als dritten Aspekt postuliert *Bronfenbrenner* die „dritte Instanz“. Diese etwas spröde Kategorie meint über das Familiensystem hinaus verlässliche Strukturen in Nachbarschaft, Verwandtschaft und Gemeinwesen, die helfen, die familiäre Beziehungsgeschichte in anderen sozialen Kontexten zu generalisieren. Kinder brauchen ebenso die Beziehungen zu Gleichaltrigen, um sich in der Gegenseitigkeit zu rekonstruieren, aber auch die Beziehungen zu anderen Erwachsenen in den unterschiedlichsten Kontexten, um sich ihrer Entwicklungspotenziale zu vergewissern. Um es mit einem afrikanischen Sprichwort zu sagen: „It takes a village to raise a child!“ Gerade aus der Analyse von problematischen Entwicklungsverläufen von Kindern und Jugendlichen ist die Erkenntnis abgeleitet, dass die Vernetzung mit anderen sozialen Strukturen unerlässlich ist, um Entwicklungschancen für den Einzelnen zu sichern. Soziale Isolation scheint die kritischste Variable für die Risiken im Kindesalter zu sein, vor allem, wenn diese zusätzlich einhergeht mit familiären Beziehungsproblemen und Beziehungsbrüchen, aber auch häuslicher Gewalt und Substanzmissbrauch.

Unter einer sozialstatistischen Perspektive können wir heute in Deutschland von der „Familiarisierung der kindlichen Entwicklung“ sprechen, denn fast vier von fünf Kindern haben die Chance, bei beiden leiblichen Eltern im familiären Kontext bis zur Verselbstständigung aufzuwachsen; in den westlichen Bundesländern schwankt diese Zahl zwischen knapp 80 und teilweise über 90 Prozent, in den östlichen Bundesländern zwischen 65 und 75 Prozent. Die restlichen Prozente verteilen sich fast alle auf allein erziehende Familien oder Stieffamilien. In außerfamiliären Betreuungsformen, von Pflegefamilien bis zu allen Varianten von institutioneller Betreuung, wie Heimen oder Wohngruppen, wachsen heute weniger als ein Prozent aller Kinder und Jugendlichen auf. Noch in der Mitte des 20. Jahrhunderts lag diese Zahl bei fast 15 Prozent der Altersjahrgänge, und zwar als Folge des Zweiten Weltkriegs, der Millionen von Kindern zu Waisen gemacht hatte. Insofern hat das „Jahrhundert des Kindes“ immerhin bis zu seinem Ende den allermeisten Kindern die Chance gebracht, in ihrem Familienkontext erwachsen zu werden.

Wandel der Kinder- und Jugendhilfe in hundert Jahren

Wenn ich nun im dritten Teil meiner Überlegungen die Konsequenzen aus den beiden vorherigen Abschnitten auf die Praxis der stationären Kinder- und Jugendhilfe im konkreten Beispiel der beiden Kinderheime St. Josef in Berlin anwende, so scheint mir das plausibel möglich als eine Sicht auf den Wandel, der sich in der Kinder- und Jugendhilfe im 20. Jahrhundert vollzogen hat. Dieser Wandel fängt bei den Bezeichnungen der Einrichtungen an, betrifft aber auch die Organisationsstruktur, das Selbstverständnis und die Formen der professionellen pädagogischen Arbeit, wie sie sich in den Berichten der beiden Einrichtungen niederschlagen. Heute heißen beide Institutionen „Kinder- und Jugendhaus“ und vermeiden damit den traditionellen Begriff „Heim“.

Bei der Neuformulierung des KJHG gab es übrigens Bestrebungen, diesen Begriff völlig aus dem Gesetz zu eliminieren. Dieser wird von vielen Akteuren in der Kinder- und Jugendhilfe wie auch von den betroffenen Kindern, Jugendlichen und ihren Eltern als stigmatisierend erlebt und mit Assoziationen von Großgruppen, kollektiven Prozessen, Anpassungsdruck und autoritärer Fremdbestimmung belegt. All diese Aspekte treffen sich in einer Kritik an der stationären Betreuung von Kindern und Jugendlichen, wie sie in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zunehmend formuliert wurde und als Teil der 1968er-Bewegung als „Heimkampagne“ (Holt die Kinder aus den Heimen!) zu einer Menge von strukturellen

Veränderungen in der institutionellen Betreuung von Kindern und Jugendlichen führte. Diese zunächst politisch begründete Kritik traf sich in vielen Punkten mit den Erkenntnissen der sozialwissenschaftlichen Forschung zu den langfristigen negativen Folgen institutionalisierter Betreuung und Erziehung, die als Begründungen in den langwierigen Reformprozess eingeflossen sind.

Das KJHG, seit 1990/91 in Kraft, spiegelt diesen Wandel in eindrucksvoller Weise: Im Fokus steht nun das Kind in seinem Anspruch auf bestmögliche Entfaltung seiner Persönlichkeit, und alle Hilfeleistungen sind an die Mitwirkung der Eltern gebunden, um in erster Linie das familiäre System zu stärken und zu stabilisieren. Erst nach Ausschöpfung solcher feststehenden ambulanten Hilfeformen werden stationäre Hilfen in Betracht gezogen. Und auch hier haben sich die Erkenntnisse der Forschung umgesetzt: Dass die Einrichtungen kleiner geworden sind und die Gruppen einen geringeren Umfang haben, ist nicht (nur) ein Effekt der zurückgegangenen Kinderzahlen, sondern der Einsicht geschuldet, dass die Förderung und Begleitung von Kindern und Jugendlichen in Kleingruppen besser gelingen, weil in diesem Rahmen den je individuellen Besonderheiten und Bedarfen besser Rechnung getragen werden kann.

Neben der Individualisierung hat sich das Prinzip der Regionalisierung durchgesetzt. Das bedeutet, dass Kinder und Jugendliche nicht mehr kreuz und quer durch das ganze Land „fremdbetreut“ werden, sondern möglichst im selben Kontext verbleiben, in dem sie bisher gelebt haben, um die Entfremdung vom familiären Milieu und zu den gewachsenen sozialen Beziehungsstrukturen, wie Schule und Freunden, zu vermeiden. Damit ist eine gezielte Elternarbeit möglich, die inzwischen konzeptionell systematisch in die professionelle pädagogische Arbeit einbezogen ist.

Als weiteres Strukturprinzip hat sich eine hoch komplexe interne Differenzierung herausgebildet. Traditionale Heimgruppen waren oftmals nach Altersstufen gegliedert, was für einzelne Kinder bedeutete, mit jedem Erreichen einer Markierung den sozialen Verband wechseln zu müssen. Gegenüber einem solchen institutionenfokussierten Prinzip haben sich auf der einen Seite „familienanalogue“ Gruppenstrukturen etabliert, in denen die natürliche Vielfalt einer Familie als Chance wahrgenommen wird hinsichtlich Alters- und Geschlechtermischung, aber auch in der Durchmischung von Problemzusammenhängen, um Chancen für vielfältige Lernmöglichkeiten zu eröffnen. Dadurch erfährt sich der junge Mensch in

unterschiedlichen Rollen bei stabiler sozial-emotionaler Einbindung: Die Jüngeren lernen von den Älteren, und die Älteren haben manche Gelegenheit zu fürsorglicher Kooperation.

Daneben haben sich vielfältige Variationen von Wohngruppen herausgebildet, zum Beispiel als Selbstständigengruppe für Jugendliche zum Schulabschluss und zur Berufseinmündung in einem anspruchsvolleren Kontext von Selbstverantwortung und Selbstgestaltung, als Binnengruppe oder Außenwohngruppe. Gerade in der Begleitung von Übergängen, etwa zwischen Schule und Beruf oder zwischen Heimbetreuung und Verselbstständigung, gibt es einen klaren professionellen Bedarf, um diese krisenanfälligen Prozesse für den Einzelnen zu sichern. Für Kinder mit besonders erhöhtem emotionalem Bedarf an personaler Stabilität der Bezugspersonen wurden Gruppen mit inwohnenden Erzieherinnen und Erziehern gebildet. Zur Umsetzung des Inklusionskonzepts werden Kinder und Jugendliche multikulturell gemeinsam betreut, in anderen Gruppen auch Kinder und Jugendliche unterschiedlicher Beeinträchtigungen.

In all diesen Bereichen sind die pädagogischen Akteure in den beiden St. Josef-Häusern seit hundert Jahren mit ganzem Herzen engagiert. Sie stellen einen kleinen institutionellen Kontext zur Verfügung, damit die Kinder und Jugendlichen, deren Herkunftsfamilien die Rahmenbedingungen selbst nicht sichern können, die *Bronfenbrenner* in seinen Universalien skizziert, auch eine Chance haben, eben diese für ihren Entwicklungsprozess unerlässlichen Qualitäten auch erfahren zu können: Stabilität, Kontinuität und Verlässlichkeit der sozial-emotionalen Beziehungen, bedingungslose Akzeptanz jedes Einzelnen mit Wertschätzung und Unterstützung, klare Regelzusammenhänge zur Orientierung und soziale Vernetzung. Getragen war dieses entschiedene Engagement für Kinder und Jugendliche von der Überzeugung des christlichen und katholischen Glaubens, in der Abwendung von Not für einzelne Kinder und die Gewährung eines sicheren und akzeptierenden Entwicklungsmilieus für jedes Einzelne von ihnen tätiges Umsetzen des Glaubens zu leisten und damit ein Signal für die Würde des Individuums als Abbild Gottes zu setzen.

In einem Punkt hat sich die Arbeit in diesen Einrichtungen jedoch gegenüber der Vergangenheit kritisch verändert. Heute ist die Zeitachse, in der die Heimerbringung als Hilfe zur Erziehung im erwünschten Sinne Erfolge für die Betroffenen erbringen soll, enorm verkürzt. Das hat innere Gründe, die in der

schnellstmöglichen Rückführung der Kinder und Jugendlichen in ihre Herkunftsfamilien liegen, aber auch äußere durch den Kostendruck der finanzierenden Jugendämter. Beide Begründungszusammenhänge sind auf der einen Seite legitim und gut nachvollziehbar, haben aber auch eine Kehrseite, die nicht immer dem Wohle des Kindes und seinen Entwicklungschancen dienlich ist. Denn Kinder und Jugendliche sind keine mechanisch agierenden Einheiten, die den professionellen Input in gegebener Zeit zuverlässig in den angestrebten Output umsetzen, sondern lebendige, verletzbare, selbst gestaltende Individuen mit einem persönlichen Recht auf diese Individualität, die sich nicht immer in linearen Entwicklungsfortschritten abbildet.

Die Hypothek aus Verletzungen und Enttäuschungen mit Ängsten, Selbstzweifeln, Wut und Verunsicherung, die sich bei den Kindern und Jugendlichen in den vorherigen Erfahrungszusammenhängen über die Zeit aufgebaut hat, braucht manchmal einfach mehr Zeit, das heißt längere professionelle Begleitung und Unterstützung, um zu einem stabilen und belastbaren Selbst-Bewusstsein und Selbst-Vertrauen gefestigt zu werden. Gerade weil die aktuelle Praxis in der Kinder- und Jugendhilfe zunächst alle plausiblen ambulanten Maßnahmen zur Abwendung von Problemlagen durchspielt und erst nach deren erwiesener Unzulänglichkeit die außerfamiliäre Unterbringung entscheidet, haben die betroffenen jungen Menschen, die dann in die Heimerziehung kommen, bereits einen längeren Prozess von Versuchen und Enttäuschungen über fehlgeschlagene Maßnahmen hinter sich. Das bedeutet im Einzelfall aber auch eine größere Verhärtung von Problemlagen durch die zeitlich längere Einwirkung von destruktiven Einflüssen und damit eine komplexere und schwieriger aufzuarbeitende Problemstruktur.

Diese ist in der gegebenen knappen Zeitperspektive kaum noch so zuverlässig aufzuarbeiten, um in eine stabile persönliche und soziale Kompetenz transferiert zu werden. Gerade hier gilt *Bronfenbrenners* Postulat der Kontinuität von Bindungszusammenhängen auch für den Kontext der institutionellen Betreuung als Voraussetzung für den Aufbau von verlässlichen eigenen Strukturen, die ein selbstreflexives und -verantwortliches Individuum auszeichnen. Darin ist aber nach all unserem Wissen die wichtigste und sicherste Grundlage für eine spätere autonome und selbstverantwortliche Lebensführung im Erwachsenenalter zu sehen. Für jeden Euro, den wir heute in diesem Kontext sparen, müssen wir morgen zehn Euro an die staatlichen Systeme sozialer Kontrolle wie Polizei und Justiz zahlen.

Schließen möchte ich meine Ausführungen mit einem Wort des indischen Dichters und Philosophen *Rabindranath Tagore*, und ich richte sein Wort an Sie alle, die Sie mit Kindern und Jugendlichen zu tun haben, sei es als Professionelle im pädagogischen Alltag in den Kinder- und Jugendhäusern St. Josef, sei es als Mütter und Väter in Ihren privaten Lebenszusammenhängen, sei es als politisch Verantwortliche bei der Strukturierung von Entscheidungen, sei es als administrativ Verantwortliche bei der Umsetzung von Regelungen und bei der Verwaltung von so genannten Sachzwängen, denn Sie alle sind mit verantwortlich für die Zukunft unserer Kinder und damit für die Zukunft unserer Gesellschaft. Eine Gesellschaft ohne Kinder und ohne Fürsorge für andere hat definitiv keine Zukunft. *Tagore* sagt: „Jedes Kind kommt mit der Botschaft, dass Gott noch nicht entmutigt ist über die Menschheit“ (*Tagore* 1996, S. 169). Ich danke Ihnen.

Literatur

Bronfenbrenner, Urie: Universalien der Kindheit? In: Deutsches Jugendinstitut (Hrsg.): Was für Kinder – Aufwachsen in Deutschland. München 1993

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.): Zwischen Flexibilisierung und Verlässlichkeit. Siebter Familienbericht. Berlin 2006 (i. Verb.)

Tagore, Rabindranath: zitiert nach Clinton, Hillary Rodham: It takes a Village and other Lessons. Children teach us. New York/London 1996, S. 169

Zinnecker, Jürgen: Children in Young and Aging Societies: The Order of Generations and Models of Childhood in Comparative Perspective. In: Children at the Millenium: Where Have We Come From, Where Are We Going? London 2001, S. 11-52

Fehlerfreundliche Intervention in der Sozialen Arbeit

„Diesen Fehler bitte noch einmal“

Rainer Meerkamp

Zusammenfassung

Der Titel erinnert an das große Interventionsrepertoire Sozialer Arbeit. Eines der prosozial-konstruktiven Aktionsmuster ist die Fehlerfreundlichkeit. Der Rahmen für diese Variante der „Sozialkunst“ und ihre Pointe wird aus mehreren Richtungen beleuchtet. Dazu dienen neun Beispielszenen zur gelassenen professionellen Fehlerfreundlichkeit, die von Kommentaren begleitet werden. Ich ergänze mit diesen Seiten zudem mein Plädoyer für eine bündnisfähige Soziale Arbeit in Kontexten wechselseitigen Aufeinanderangewiesenseins, das in dieser Zeitschrift kürzlich veröffentlicht wurde.

Abstract

Social work has developed a „repertoire“ of various socially helpful interventions. One way of intervening is presented here in detail: the fault-inclination, leaning wilfully towards the repetition of a fault. If a social interaction is going the wrong way, it may do so one more time. „Would you please repeat what’s going wrong! Thank you.“ This intervention can break and neutralize clinched situations, can open them up and can stimulate a reflexion on what’s going on and what everyone is doing. Nine examples for a fault-inclined social work are presented.

Schlüsselwörter

Handlungskompetenz - Jugendhilfe - Intervention - Soziale Arbeit - Fallbeschreibung - Experte

Vorbemerkung

Dies ist ein Beitrag zum sozialberuflichen Interpretations- und Interventionsrepertoire und zugleich eine Einladung, über das eigene berufliche Handeln und die eigenen Methoden der Situationsgestaltung nachzudenken. Die Beispielszenen stammen zwar zum größten Teil aus der Arbeit mit jungen Menschen, doch die Einladung richtet sich an alle Leserinnen und Leser. Wer in der Sozialen Arbeit mit Kindern und Jugendlichen etwas Positives erreichen und ihnen ein produktives Angebot machen will, wer sie begleiten und unterstützen, sie fördern will, wer in einer Problemsituation als Profi erleichtern, lindern, entspannen, gut helfen will, wer gar eine soziale Problemlage insgesamt auflösen, wer im Sinne des Kinder- und Jugendhilfegesetzes (KJHG) positive Lebensbedingungen schaffen will, steht für